

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 10

Artikel: Ist die Schweiz Provinz?
Autor: Schmid-Clavadetscher, Conrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064977>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



H. Tomamichel

Ist die Schweiz Provinz?

Von Conrad Schmid-Clavadetscher

Das Wesen des Provinziellen besteht in der Überschätzung der eigenen Art, verbunden mit sklavischer Nachahmung der verachteten Metropole. Provinziell ist Grossmannssucht mit Kleinmut gepaart. Ist die Schweiz Provinz? Auf jeden Fall ist für sie die Gefahr, zur Provinz zu werden, heute grösser als je, weil die Schweiz kleiner als je geworden ist: es ist nicht nebensächlich, ob man das Gebiet eines Landes innerhalb einiger Tage oder weniger Stunden durchmessen kann. Die Entwicklung der Technik und der Wirtschaft und durch

sie die enge Verflechtung unseres nationalen Lebens mit dem internationalen Geschehen, hat uns die machtmässige und geistige Beschränktheit unseres Landes erst recht zum Bewusstsein gebracht. Wir haben uns der raschen Ausweitung unseres Horizontes nicht gewachsen gezeigt. Wir waren nahe daran, über der Anteilnahme an dem Geschehe der ganzen Welt uns selbst zu verlieren. Vor allem gilt das für die geistig führenden Schichten, deren Bedeutung, im umgekehrten Verhältnis zu ihrer zahlenmässigen Stärke, von ausschlaggebender Wich-

tigkeit ist. Die Gebildeten haben angefangen, sich der Enge unserer Grenzen zu schämen. Sie, deren Aufgabe es gewesen wäre, den geistigen Begriff des Vaterlandes mit lebendigem Inhalt zu füllen, haben den Zusammenhang mit dem Volke nicht nur verloren, sondern bewusst verleugnet.

Die grösste Sorge dieser Intellektuellen war, nicht als Provinzler zu erscheinen. Die einen – wir reden von der deutschen Schweiz – suchten den Anschluss an den Berliner Jargon, die andern flüchteten sich in die snobbistische Wichtigtuerei internationaler Geistesakrobatik. Bei literarischen Werken schlug die Begeisterung um so grössere Wellen, je wesensfremder sie in Stil und Stoff waren. Besondere Verehrung und Unterwürfigkeit wurde Autoren deutscher, österreichischer, englischer, französischer, irischer und italienischer Nationalität entgegengebracht, die auch in ihren respektiven Heimatländern nur in selekten Zirkeln ebenso entwurzelter Literatencliquen bekannt und geschätzt sind.

Volkstümlichkeit in der Literatur galt als Schimpfwort. Heimatkunst wurde zur Literatur zweiter Qualität degradiert. Die Feststellung, dass bei unsern Radiosendungen die Ländler- und Jodlervorträge immer noch zu den beliebtesten Darbietungen zählen, war für sie ein Grund zu Entsetzen und Nasenrümpfen. In Literatur und Kunst war das allgemein Verständliche in ihren Augen als oberflächlich von vornherein gerichtet. Dass Kunst abstrakt war, genügte ihnen nicht, sie musste, um Beifall zu finden, auch noch ausländisch sein. Die moderne Architektur wurde bei ihnen nicht ihrer praktischen Vorteile wegen anerkannt und noch viel weniger wegen ihrer ästhetischen Vorzüge. Interessant war sie ihnen in erster Linie als Exponent einer radikalen Weltanschauung.

Hämischer Skeptizismus aller schweizerischen Produktion gegenüber galt als Ausdruck weltbürgerlicher Gesinnung. Lebensnähe und Lebensfülle trug das Schandmal der Vulgarität, Formalismus

das Zeichen vornehmer Kunst. Humor und Gemüt waren anrühlich, salonfähig nur kalter Intellektualismus und geistreiche Witzelei. Produktivität wurde zur Schande, Sterilität zur Qualität.

Alles wurde von diesen entwurzelten Intellektuellen getan, um den breiten Schichten des Volkes die Zugänge zu unsern kulturellen Gütern zu verstopfen. Man begnügte sich nicht damit, die zeitgenössische volkstümliche Kunst verächtlich zu machen; man versteifte sich darauf, dem Volk auch die grossen schweizerischen Schriftsteller und Künstler des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts durch die Literaturkritik zu entfremden. Werke, die jedem Ausläufer und jeder Lehrtochter zugänglich sind, wurden dem « ungelehrten » Leser durch Barrieren wichtigtuereischer Erläuterungen versperrt.

* * *

Neben den Gebildeten, die für den Begriff Vaterland nur noch ein verächtliches Lächeln oder ein müdes Achselzucken übrig hatten, stand jene Schicht, die den Patriotismus für sich gepachtet zu haben glaubte, deren Vaterlandsliebe sich aber vorwiegend auf eine ehrwürdige, ein für allemal abgeschlossene Geschichte bezog, an die man sich bei feierlichen Gelegenheiten stolz und gern erinnert, welche aber wenig oder keine Verpflichtung für die Gegenwart in sich schliesst und dem Geschäft im Alltag auf keinen Fall in den Weg kommen darf.

Dem Heimatschutz wurde von ihr als Betätigung mit Vorliebe die Konservierung absterbender Alleen, abbruchwürdiger Häuser und Brücken, romantischer Schilfbestände, der Kampf gegen Reklameschilder und Flachdach zugewiesen.

Der Patriotismus der Schützen- und Sängereisen, der den Intellektuellen zu unfein war, wurde von diesen Kreisen wohlwollend geduldet, wenn auch mit dem Vorbehalt, dass dieser Feste zuviel seien, die im Grunde das Volk doch

nur von der ernsten Arbeit abhielten und es zu unnützen Ausgaben verleiten. Das Gefühl dafür, dass Volksfeste zur Erhaltung einer lebendigen Gemeinschaft so notwendig wie die sauren Wochen sind, war weit herum verlorengegangen. Nicht zuletzt allerdings war dieser eigentliche Sinn der Volksfeste auch den Festbesuchern selbst und deren geschäftlichen Veranstaltern und Nutzniessern abhanden gekommen.

Vor allem äusserte sich aber der Patriotismus dieser Patrioten in einer herzlichen Abneigung gegen jene Mitbürger, die sich weigerten, die bestehenden Verhältnisse in unserm Vaterland als für alle Zeiten unantastbar zu betrachten und die sich anheischig machten, im Haushalt des Vaterlandes ernstlich mitzureden.

Jene Sorte Patrioten hat der volksverbindenden und schöpferischen Idee des Vaterlandes ebenso grossen Schaden zugefügt, wie der Antipatriotismus in den Oppositionsparteien. Ja, dieser hohle und eigennützig Patriotismus schuf recht eigentlich erst den Boden für die volkszersetzenden Theorien, die alles Vaterländische verächtlich machten, das Volk in Klassen teilten und die Idee des Volksganzen und der gemeinsamen Volksinteressen als Lug und Trug erklärten.

* * *

Der Versuch einer nationalen Erneuerung kommt bei uns sicher nicht zu früh. Dass der Anstoss dazu von aussen kommt, darf uns kein Grund für seine Ablehnung sein. Wir dürfen nicht warten, bis unsere nationale Entwurzelung noch weitere Fortschritte macht. Denn je stärker diese Entwurzelung wird, um so grösser ist die Gefahr, dass der Versuch zu einer nationalen Erneuerung in das Gegenteil umschlagen und die Schweiz zu einer, zunächst geistigen und dann auch politischen Provinz des Auslandes machen könnte. Diese Gefahr ist heute schon drängend genug. Wie akut sie ist, zeigen die Formen, welche gewisse na-

tionale Strömungen bei uns angenommen haben.

Es ist selbstverständlich so, dass in allen Schichten der Bevölkerung und in allen Parteien die entwurzelten Elemente in allererster Linie die leichte Beute von neuen Bewegungen werden. Aber woher sollten jene Intellektuellen den Rückgrat zur Verteidigung unserer nationalen Eigenart hernehmen, die sie ihr Leben lang verleugnet haben? Wie könnten wir von jenen Oberpatrioten erwarten, dass sie zur Erhaltung unserer Volksgemeinschaft stehen, deren Patriotismus immer nur eine Attrappe war, unter deren Schutz sie möglichst ungestört ihren geschäftlichen Interessen nachgehen zu können glaubten? Und welche Stütze sind unserem Vaterland jene, die alles Positive an ihm als selbstverständlich hinzunehmen gewohnt waren und sich einreden liessen, dass sie nichts zu verlieren hätten! Es ist notwendig so, dass, wer den Glauben an unsern Staat am vollständigsten verloren hat, am leichtesten für den Aberglauben an eine neue Staatsordnung gewonnen wird. Es ist kein Wunder, dass so verschiedene Gruppen wie die wurzellosen Intellektuellen und Hurrapatrioten sich in der Verherrlichung der Gewalt finden. Die Erklärung liegt bei beiden im verlorenen Glauben an die Macht des Geistes. Sie schliessen von der eigenen Haltlosigkeit auf die Haltlosigkeit der andern. Ihr fehlendes Selbstvertrauen äussert sich in dem Misstrauen gegen die Mitbürger.

Die Bussfertigkeit und Zerknirschung bei einzelnen Vertretern der alten Parteien neuen Bewegungen gegenüber, welche alle unsere demokratischen Einrichtungen in Frage stellen, sind ebenso verdächtige Zeichen der Selbstaufgabe wie die gleiche Bussfertigkeit und Zerknirschung den Strömungen von 1918 gegenüber, die damals unser Land zu überschwemmen drohten. Die Grundlage der Demokratie ist das Vertrauen, Vertrauen in sich selbst und Vertrauen in die Mitbürger. Solang dieses Vertrauen herrscht und herrschen darf, ist Toleranz

der Ausdruck der Stärke und nicht der Schwäche, wie man uns heute weismachen will. Der erhebendste und schönste Ausdruck unserer nationalen Kraft sind jene historischen Schicksalstage, an denen es unserm Volke zu verschiedenen Malen im Laufe der Geschichte gelungen ist, den innern Gegner wieder zu gewinnen, statt zu versuchen, ihn auszurotten.

Die Dämonisierung der Gegner und die Politik der Sündenböcke, die eines unserer Nachbarländer zur Diffamierung der Hälfte des Volkes und in die Schmach des antisemitischen Heldenkampfes der Hundert gegen Einen hineinhetzte, ist ein Ausfluss der Schwäche.

Mangelndes Selbstvertrauen und mangelnder Wille zur Selbstverantwortung liegt auch dem Ruf nach « Führern » zugrunde. Wir brauchen keine « Führer ». Es gab während des Weltkrieges Leute, die es bedauerten, dass die Schweiz auf das « moralische Stahlbad » des Krieges verzichtete, und ihre Mission darin sahen, uns aus unserer Neutralität herauszudrängen. Es war 1918 in der Schweiz kein Mangel an Leuten, die ihr Möglichstes taten, die Schweiz in den Jungbrunnen der deutschen sozialistischen Revolution zu treiben. Es ist ganz selbstverständlich, dass auch heute wiederum Leute zur Stelle sind, die alles versuchen, um der Schweiz die Wohltaten der deutschen nationalsozialistischen Revolution aufzuschwatzen. An « Führern » in solche Abenteuer hätte es uns nie gefehlt, aber wir hoffen und glauben bestimmt, dass es ihnen in der Schweiz immer an den Schafen fehlen wird, die sich von diesen « Führern » begeistert in den nationalen Abgrund führen lassen. Es darf in der Schweiz nur einen Führer geben, und dieser Führer ist das Volk selbst.

Man sagt der Demokratie nach, dass sie ihren grossen Männern gegenüber undankbar sei. Und sie ist es. Aber ist es nicht immer noch besser, dass ein wahrer Führer an dem Volke zugrunde geht als das Volk an einem Verführer ?

Es ist kläglich, wenn bei eidgenössischen Abstimmungen, die nicht nach un-

serem Wunsche verlaufen sind, wehleidig gleich von einem Versagen der Demokratie gesprochen wird. Es ist einer Demokratie auch nicht würdig, wenn – wie wir es heute sehen müssen – gewissen Leuten das Zittern in die Knie fährt, nur weil in einigen gut besuchten politischen Versammlungen unter tosendem Beifall dem gegenwärtigen Staate der Kampf bis aufs Messer angesagt wird.

* * *

Wir dürfen die zersetzenden Kräfte, die in unserm Volke wirksam sind, nicht zu leicht nehmen: den kaltschnauzigen Intellektualismus, den wurzellosen Internationalismus und den bequemen Patriotismus, für den das Vaterland nur ein Ausbeutungsobjekt ist. Aber ebenso verkehrt wäre, sie allzu tragisch zu nehmen. Geist ist mit Hornbrille nicht identisch und beschränkt sich nicht auf Hornbrillenträger. Und die Liebe zum Vaterland ist trotz allem Geschäftspatriotismus und aller Hetze gegen das Vaterländische auch heute noch in allen Kreisen und allen Klassen unseres Volkes lebendig; es wäre ein grober Irrtum, sie nur dort zu vermuten, wo das Absingen der Landeshymne zur täglichen Versammlung gehört.

Die nationale Erneuerung hat die geistige Erneuerung zur unerlässlichen Voraussetzung. Sie kann nichts anderes sein als Selbstbesinnung. Aber nicht nur in der Politik. Dass sich der Bürger heute wieder mehr als in der jüngsten Vergangenheit mit politischen Fragen auseinandersetzt, können wir als einen Gewinn buchen. Nur dürfen wir darüber nicht vergessen, dass ebenso wichtig, wie das Verhältnis des Bürgers zum Staate, die Beziehungen der Bürger untereinander sind, das Verhalten des einzelnen Arbeitgebers zum einzelnen Arbeitnehmer, zwischen dem einzelnen Produzenten und dem einzelnen Konsumenten, die Beziehungen zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern, die Zusammengehörigkeit von Volk und Kunst, die Volksverbunden-

heit der Kirche, und alle täglichen und gerade deshalb ewigen Probleme, die uns das Leben stellt. Es ist Kleinarbeit, unsere Kinder zur Achtung ihrer Mitbürger zu erziehen, so dass sie nicht als Sechsjährige schon zwischen « Männern » und « Herren » unterscheiden und ihre Freunde nach der Grösse der Villa ihrer Eltern auslesen. Es ist undankbar, den Schund und Schmutz, der von deutschen literarischen Korrespondenzbureaus und Bilderdienststellen die schweizerische Presse zentnerweise überschwemmt, zu bekämpfen. Es ist schwer, unsere Volkstefte aus den Krallen ihrer geschäftlichen Ausbeuter und von den Interessen der Vereinskassiere zu befreien, die Theater in der Schweiz aus Berliner Provinzfilialen zu schweizerischen Institutionen zu machen, die Literatur und die Kunst von den Fesseln eines hochnäsigen Ästhetentums zu erlösen, den Dialekt zu schützen, die lebenswürdigen heimatlichen Sitten und Gebräuche vor der Verflachung oder der Herabsetzung zu Kuriositäten zu bewahren.

Es ist alles Kleinarbeit, aber ist die Wahrung unserer nationalen Lebenshaltung in hundert kleinen Äusserungen nicht wichtiger für die Erhaltung unserer Eigenart und damit unserer nationalen Existenz als alle Änderungen, die durch neue Gesetze erzielt werden können ?

Auch ein Blinder müsste sehen, dass manches an unserer Volksgemeinschaft krank ist. Wenn manchem erst durch die Vorgänge im Ausland die Augen für diese Einsicht geöffnet wurden, so können wir für diesen ausländischen Einfluss höchstens dankbar sein. Wir haben Fehler gemacht. Aber wir brauchen deshalb nicht in hysterische Anklagen gegen uns und andere auszubrechen. Wir werden uns vor allem wohl davor hüten, einiger Schönheitsfehler und Krankheitserscheinungen wegen eine Operation an unserm geliebten Vaterland zu riskieren, die tödlich verlaufen könnte.

Alle Einrichtungen dieser Welt, auch Verfassungen, sind auf Zeit und nicht auf die Ewigkeit zugeschnitten. Sie kön-

nen und sollen gelegentlich geändert werden. Aber man wechselt sie nicht wie ein Hemd. Und jeder Vorschlag zu einer Verfassungsänderung muss reiflich daraufhin geprüft werden, ob er nicht die Grundpfeiler unserer Volksgemeinschaft, die Demokratie und unsere persönlichen Freiheitsrechte erschüttert und damit die selbständige Existenz der Schweiz in Frage stellt.

Wir werden uns durch keine noch so lärmenden Volksversammlungen in eine Katastrophenstimmung hineintreiben lassen, die immer ein schlechter Berater ist. So gut wie bei Kapitalgesuchen, in denen rasch entschlossene Geldgeber gesucht werden, besondere Vorsicht und Behutsamkeit am Platz ist, so werden wir jenen Lockrufen gegenüber, die uns zu raschen politischen Entscheidungen drängen, mit äusserster Zurückhaltung begegnen. Wenn es wirklich so wäre, dass unser Vaterland heute schon vor dem unmittelbaren Zusammenbruch steht, wenn es wirklich « fünf Minuten vor Zwölf » wäre, wie man uns einzureden versucht, dann wäre es zu einer Erneuerung schon zu spät.

Aber das Schweizerkreuz brennt nicht. Wir sind zwar weit davon entfernt, unsern Wahlspruch « Einer für alle, alle für einen » verwirklicht zu haben. Aber in entscheidenden Zeiten hat er sich seit Jahrhunderten als wirksam erwiesen und wird sich auch heute noch als wirksam erweisen, trotz allen Klassen und Parteien, in allen Klassen und Parteien. Wir haben keinen Anlass, ihn gegen die Weisheit « Gemeinnutz vor Eigennutz » aus dem Braunen Haus einzutauschen.

Wir sind fest überzeugt, dass auch die zahlreichen Gutgläubigen, die sich im berechtigten Gefühl, dass etwas an unserm Staats- und Volkskörper nicht in Ordnung ist, heute volksfremden Strömungen anschliessen, doch beizeiten das Haar in der Suppe entdecken werden, die uns deren Führer eingebrockt haben, und an welchem unser Vaterland ersticken müsste.

Wir denken nicht daran, andern Ländern Noten zu erteilen oder über ihr

Verhalten zu Gericht zu sitzen. Wir wollen nicht und brauchen nicht ängstlich darauf bedacht zu sein, uns in unsere geistigen und geographischen Grenzen einzukapseln. Solang unsere Volksgemeinschaft lebendig ist, wird sie auch von aussen her beeinflusst werden. Es ist nichts auf der Welt so verkehrt, dass wir nicht doch etwas auch für uns daraus lernen könnten. Die einzige, allerdings unerlässliche Voraussetzung dafür, dass

uns diese Beeinflussung nicht noch mehr, als wir es heute schon sind, zur Provinz macht, ist, dass wir uns nicht von den Grundlagen unserer nationalen Existenz abdrängen lassen, dass wir uns selbst treu bleiben, dass wir ohne Grossmannsucht – internationaler oder nationaler – und ohne Kleinmut fest entschlossen sind, das zu bleiben, was wir sind – Schweizer.



Urs Graf
1485-1527

Schweizer Landsknecht
Federzeichnung